



Karlchen und der Vereinsausflug.

Von Karl Ettlinger.

Es gibt nichts Schöneres, als hinauszufliegen. Die Herren Geschäftsreisenden werden natürlich widersprechen — vielleicht habe ich mich auch falsch ausgedrückt — nämlich nicht das Hinausfliegen mit propellerhaft nachjurrendem Musterkoffer, sondern das Ausfliegen in die Natur. Früher fangen wir begeistert „Hinaus in die Ferne“, bei dem jetzigen Eisenbahntarif fingen wir nur noch „Hinaus in die Nähe“.

Es gibt Vereine, aus denen ich noch nicht hinausgeflogen bin. Noch nicht. Ich habe Pech mit dem Vereinsleben: ich kann meine Beiträge noch solange schuldig bleiben, man schlägt mich trotzdem nicht aus. Dabei mache ich grundsätzlich die Vereinssitzungen durch mein Nichterscheinen gemühtlich. Nur zu Hauptversammlungen komme ich, verlange sofort das Wort „zur Geschäftsordnung“, und kaum habe ich dann zwei bis drei Stunden geredet, so bemerke ich schon eine gewisse Mißstimmung gegen mich. Der Vorsitzende unterbricht mich, und wenn ich dann ganz höflich antworte: „Sei still, Hanswursth!“ — humm, stimmen sie schon wieder über meinen Ausschluß ab. Ich muß unter einem sehr vereinsfeindlichen Placaten geboren sein.

Nur in unserem Vergnügungsverein „Der umfallende Watschenbaum“ haben sie noch ein Vertrauen zu mir. Da bin ich sogar der Vergnügungsausführer. Und in diesem Ehrenamt habe ich allsommerlich einen Vereinsausflug zu arrangieren. Das letzte Jahr fand er im Dezember statt, weil ich nicht früher mit den Vorbereitungen fertig geworden war, aber diesmal mußte der Guck früher gelingen. „Wieviel darf die Saube denn kosten?“ fragte ich die übrigen Vorstandswürmer. Sie gaben mir zweihundert Mark aus der Vereinskasse, und da konnte ich endlich meinen Schneider bezahlen.

Nedann bin ich hinausgefahren nach Großsonnenstichhausen, einem herrlich gelegenen Ort — auf zehn Kilometer kein Baum — und habe dem Wirt gesagt: Sonntag kommt ein Verein, er solle die Bestände abbinden.

„Wieviel Leute kan 'S dann?“ erkundigte sich der Wirt.

Ich schätzte etwa hundertfünfzig, aber weil ich nicht gerne Zahreffschüsse abgebe,

sagte ich: „Enva zwanzig. Sorgen Sie für genügend Essen und Trinken!“

„Zeit si' nix!“ erklärte der Wirt. Nachdem ich in dieser unsichtigen Weise für Ägung und Lobung gesorgt hatte, ging ich an die Ausarbeitung des Vergnügungsprogrammes. Ich engagierte einen Klavierspieler, einen weitgereisten Künstler — er hatte früher einmal einen Flohziirus, und noch jetzt judt's einen in der Hand, wenn er spielt. Besonders im Auswendigspielen ist er groß, denn sein eigentliches Instrument ist die Drehorgel. Klavier spielt er nur, wenn er die Beche nicht bezahlen kann und hinausgeworfen sein will.

Dann setzte ich ein Preistegeln aufs Programm und ein Fischstechen. Bei der Wirtschaft ist nämlich ein Tümpel. Da kann man darauf rudern, wenn man sich vorher die Nase zubindet. Er ist ein bißchen aromatisch, der Tümpel. „Dufter“ nennt man's, wenn man das Fremdwort Parfümerie vermeiden will. Und für den Abend bereite ich eine „Venezianische Nacht“ vor, indem ich drei Champions an eine Wäscheleine band. Und schließlich erstand ich noch ein Feuerwerk: zwei Frösche, einen Kanonenschlag, ein Feuerad und eine Schachtel bengalische Zündhölzer.

Und dann telephonierte ich dem ersten Vorsitzenden: „Es wird fabulös! Ich bleibe gleich hier, und ihr fahrt Sonntag früh bis Station Judeiweilsberg, geht durch die herrliche Landschaft nach Oberschwandenheim, biegt rechts ab und biegt über Sandwüstenhausen gegen zwei Uhr hier ein. Sonnenschirme brauchen die Damen nicht mitzunehmen, es geht formoährend durch den Wald!“

„Hast du auch für Unterhaltung gesorgt?“

„Frage mich so beleidigend? Anke hat zwar abgelegt, die Zwogün ist heißer und Richard Strauß ist verreckt, aber ich habe einen unerhörten Klavierwärmofen gebucht, einen Hoffkünstler, der hat schon in den größten Höfen gespielt, der ist so vornehm, daß er sein Honorar meist in Papier gewickelt kriegt — na, ihr werdet Nase und Mund aufsperrn und nur noch durch die Ohren atmen!“

Und es kam der Sonntag. Die Dornuhr schlug Mitternacht, ein Zeichen, daß es vier Uhr nachmittags war, und noch kein „Umfallender Watschenbaum“ in Sicht. Die

Uhr schlug sechs (also war es halb fünf) — keine Spur eines Vereines. Endlich um fünf Uhr nahte eine Staubwolke, aus der sich der Herr zweite Schriftführer wickelte. Er schwigte, als ob er aus einem Dampfbad käme, und begrüßte mich mit den ausichtsreichen Worten:

„San Sie in einer Lebensversicherung?“

„Wo sind denn die andern?“

„Zehn ham an Hitzschlag kriegt, dreißig liegen irgendwo im Straßengraben und die übrigen ham geschworen, sie schlag'n Eahna das Gnad ab!“

Aber es wurde nicht ganz so schlimm, die Eintreffenden waren viel zu erschöpft. Am besten gefiel mir die dicke Frau erste Vorstandsgemahlin, von der tropfte das Fett wie von einem Bratfahnel am Spieß, sie röchelte nur noch ganz leise, aber sie besaß immerhin noch die Kraft, mir ihren Sonnenschirm aufs Dach zu hauen mit dem Trinkspruch: „Dees vergiß i dir net, Hundling!“

Und dabei hatte ich doch ausdrücklich gebeten, die Damen möchten ihre Sonnenschirme zu Hause lassen.

Um die Stimmung zu heben, begann ich gleich das Preistegeln. Mit Damen, damit es mehr Gaudi gibt. Und es gab auch eine große Gaudi, denn, wie ich gerade meinen weltberühmten Fudel schieben wollte, wühlte mir die Kugel aus der seuchten Sand, flog in weitem Bogen hinter mich, und es wäre vielleicht eine ernstliche Beschädigung der Kegelbahn eingetreten, wäre nicht der Anprall dadurch gemindert worden, daß die Kugel vorher der Frau ersten Vorstandsgemahlin an den Büßkopf sauste. Ich hatte die aufsteigende Ähmung eines Nordstrachs, da trat glücklicherweise der Wirt dazwischen, um zu verkünden, daß kein Bier mehr da sei.

Diese Mitteilung trug in höchst vermindelter Weise zur Mchrung meiner Popularität bei. Zudem kam jetzt der Klavierspieler: „Die jungen Leut' mögen tanzen, aber ich kann nicht Klavier spielen!“ „So?“ schrie ich ihn an, „Sie können nicht?“ — „Nein,“ lächelte er freundlich, „es ist nämlich kein Klavier da!“

Nun konnte mich nur noch das Fischstechen vor der Begeisterung des Volkes retten. Ich dirigierte also die Menge nach dem Tümpel und sprach: „Ich will Ihnen zu-

nächst die Spielregeln erklären. Vielleicht ist eine der Damen so liebenswürdig, mit mir dieses Boot zu besteigen?" Und nachdem die Frau erste Vorstandsgemahlin so liebenswürdig war, fuhr ich fort: "Vor allem dürfen Sie nicht schaukeln! Machen Sie es ja nie so, wie ich es jetzt mache" — und dann lag die Frau Vorstanderin über Bord. Man fischte sie heraus, aber sie stanz in keinem guten Geruche mehr.

Um die Aufmerksamkeit von diesem Leis des Krivoshkaplakes abzulenken, beschloß ich, nunmehr „Venezianische Nacht“ zu

machen. Ich frieg also auf den Tisch, setzte ein Streichholz in Brand, bog das eine Lampion auseinander, sah, daß keine Kerze drin war, warf das brennende Streichholz weg und — Glück muß der Mensch ham — gerade auf das Feuer rad!

Krach, bunt, laut, tischsch — fffu!! ging die ganze Bescherung los. Gewöhnlich machen die Leute bei einem Feuerwerk „Ah!“, diesmal machten sie was ganz anderes. Besonders die Frau erste Vorstandsgemahlin schien mir etwas erregt, denn sie hatte sich zum Ohnmächtigwerden just den

Stuhl ausgefucht, unter dem der Kanonenschlag lag... Ich verkroch mich in eine Ecke, sah auf die Uhr und stellte fest: wenn ich jetzt nicht ans Fortgehen mahne, fährt ihnen der letzte Zug vor der Nase weg, und entfernte mich ohne weiteres Aufsehen. —

Seit gestern liegt auf meinem Schreibtisch ein eingeschriebener Brief von dem Vereinsvorstand. Aber ich habe ihn noch nicht aufgemacht. Ich glaube auch nicht, daß ich ihn aufmachen werde. Ich erfahre noch früh genug, ob sie mich zum Ehrenmitglied ernannt haben.

Bfingften.

Von Franz Rothenselder.

Dein Tag begann,
Deine Pluten lachen.
Laß, Arbeitsmann,
Deine Welt erwachen.
Im Sturmgewand
Und von Feuerzungen
Ging werbend aus,
Was den Tag errungen.
Der Geist ist Blut
Aus hoffendem Schwelgen
Und will mit Mut
Dein Wandern befehlen.
Der Geist ist Brand,
Der die Welt entzündet
Und Sonnenland
Der Lebendigen gründet.
Du wirst im Licht
Aus stählenden Feuern
Das Angesicht
Der Erde erneuern.

Wo kommen unsere Filmstars her?

Die Freunde und Anhänger der flimmernenden Wand wird es sicher interessieren, woher die Künstler alle kamen, die wir doch fast täglich auf der Leinwand sehen können, und wo sie das Licht der Welt erblickten.

Aus England kamen Vilian Harvey, Allan Hill-Davis, Jack Trevor, Warwick Ward, Bibian Gibson, Dene Morel. Italienischer Abstammung sind Marcella Albani, Carmen Boni, Maria Jakobini, Luciano Albertino, Livio Babanelli, Carlo Aldini, Angelo Ferrari, Luigi Serventi, Maciste. In Rußlands Steppe und Städten stand die Wiege der Lya Mara, Olga Tschepowa, Xenia Desni, Nina Banna, Elisabeth Pinajeff, Wladimir Gaidarow, Chmara, Zwan Rosjalin, Lydia Potelchina. Frau van Kalken, Adolphe Engers sind Holländer. Deftreicher die Regisseure Fritz Lang, Richard Oswald, Joe May; dann die Bergner, Mia May, Lucy Doraine, Jenny Jugo, Liane und Grit Haid, Anton Pointner, Paul Morgan, Fred Louis Lerch, Raddy Christians, Fritz Kortner, Frida Richard, Walter Slezak, Eddi Polo, Teddy Bill. Ungarisches Blut in ihren Adern haben Cantillo Hollay, Ernst Berebes, Lya de Putti, Agnes Esterhazy, Maria Korda, Ellen Kürthy, Bilma Panty, Magda Sonja, Käte von Nagy.

Maria Paudler, Anny Ondra, Oscar Marion sind in der Tschchoslowakei geboren, in Schweden Mary Johnson, Aud Cege Rissen, Greta Rissen, Greta Garbo, Niels Asther, Inney Haffelquist, in Frankreich Suzy Vernon, Lily Damita, Andreye Lafayette, in Dänemark Asta Nielsen, Agnes Petersen, Max Hansen, Holger Madsen, Olaf Fønß; in Bulgarien Zwa Bania; in Polen Pola Negri, Vera Polli; in

Perien Aruth Wartan, in Spanien Ramon Nowarro, in Kroatien Gerda Maurus, in Java Bil Dagover (!), in China Anna May Wong (?), Rien Sön Ling.

Lee Parry, Betty Astor, Mary Mind, Mary Barker, Grita Ley u. a. sind trotz ihres ausländischen Pseudonyms deutschbürtig. Deutsche sind ferner: Alfred Abel, Leipzig; Siegfried Arno, Hamburg; Wilhelm Dieterle, Ludwigshafen; Richard Eichberg, Berlin; Willy Fritsch, Kottowig; Gustav Fröhlich, Hannover; Werner Fütterer, Straßburg; Otto Gebühr, Stettin; Kurt Gerron, Harry Helm, Brigitte Helm, Berlin; Paul Heidemann, Köln; Evelyn Holt, Berlin; Camilla Horn, Frankfurt a. M.; Hans Junfermann, Suttgart; Fritz Kampers, Garmsisch; Harry Liedtke, Königsberg; Grete Mosheim, Berlin; Lotte Neumann, Offi Oswald, Paul Otto, Berlin; Mary Parker, Breslau; Dita Parlo, Stettin; Lee Parry, München; Albert Pauling, Dresden; Henry Borten, Magdeburg; Hanna Ralph, Bad Kissingen; Walter Killa, Saarbrücken; Claire Kommer, Berlin; Reinhold Schünzel, Hamburg; Dr. Christa Lody, Bremen; Konrad Veidt, Potsdam; Ida Wüst, Frankfurt a. M.

Wer Lust und Zeit hat zu einem Briefe?

Wir haben Jahrhunderte gehabt, die durch die Geschichte trachen, und dann wieder gab es Zeiten, in denen ein Jahr Jahrzehnte wog. In solch lebendiger, sich oft fast überstürzender Zeit leben wir heute. Welche Fülle der Ereignisse haben nicht allein die letzten zehn Jahre gebracht! Das Heute ist anders als das Morgen und was von vorgestern stammt, ist heute alt.

So bleibt es nicht aus, daß auch der Brief eine andere Bedeutung als früher hat. Wir haben heute oft kaum Zeit für den Brief, in dem sich unsere Vorfahren so gern und so gründlich aussprachen. Und so spielt der Brief auch in der Literatur unserer Tage keine Rolle mehr. Eine Rundfrage, die die „Literatur“ bei modernen Dichtern veranstaltete, beweist es uns.

„Ich bin ein überzeugter Anhänger meines Heute“, schreibt Lion Feuchtwanger, „und habe keine Freude daran, mich pietätvoll in mein Gestern zu vertiefen. Kommen mir Briefe in die Hand, die ich selber geschrieben, so lege ich sie rasch beiseite, peinlich angegriffen von dem Herbariumsgeruch.“

„Das Briefeschreiben war mir stets eine Last und wird es von Jahr zu Jahr mehr“, schreibt Maria Viebig. „Ich habe nie begriffen, welche Freude unseren Müttern und Großmüttern der Brief gemacht haben kann.“

Waldemar Bonsels schreibt: „Ich entfinne mich nicht, jemals einen Brief anders als ungeduldig, rasch und zurückhaltend geschrieben zu haben“, und ähnlich hat Fritz von Unruh geantwortet, wenn er sagte: „Briefe jeder Art, die ich geschrieben habe in meinem Leben, würden, wenn ich sie zu Gesicht bekäme, biographi-

sches Material für den Lauf meiner Entwicklung geben. Weiter nichts.“

In unserem ganzen Denken und Empfinden, im Schaffen, im Dichten, in allem Tun des Lebens sind wir Menschen eben Kinder der Zeit, Produkte der Umwelt. Der marxistische Gedanke schreit uns aus allem entgegen. Und dennoch gibt es so viele, die ihn nicht hören wollen.

Der letzte Tag vor dem Tode.

Ihr laßt den Armen schuldig werden. — Der Mörder seines Arbeitgeberers.

In dem serbischen Dorfe Bladinirei wurde dieser Tage an dem Bauernknecht Miladin, der seinen Arbeitgeber ermordet hatte, das Todesurteil vollstreckt. Der Delinquent, der die Nachricht von seiner Hinrichtungsstunde kaltblütig aufnahm, entgegnete Freunden und Bekannten, die ihm damit Trost zusprechen wollten, daß in letzter Minute seine Begnadigung eintreffen könnte: „Warum solch schlechter Trost, endlich werde auch ich meinen „guten Morgen“ haben. Mit mir ist es aus.“

Als der arme Sünder im fahlen Dämmerlichte des nächsten Morgens nach seinem letzten Wunsch gefragt wurde, verlaugte er Kraut, Weißbrot und einen halben Liter Wein mit den Worten: „Laßt mich in Ruhe dieses schöne Essen genießen, und dann gehts ans Sterben. Bis zu meinem Verbrechen habe ich ehrlich gearbeitet, mich aber

Keinmal richtig jastessen und jatrinken können.“

Nach der Pentekostmahle wurde er den Gendarmen zum letzten Gang übergeben. Der Schmied, der die Fesseln sprengen sollte, zitterte vor Erregung bei seiner Arbeit. „Was? Du zitterst?“ meinte Miladin, „das ist Schicksal. Aber Gott möge jene strafen, die mich bis zum Weißbluten ausbenteten und hierher brachten.“ Fröhlich schritt er dann zur Richtstätte. Bei der Verlesung des Urteils unterbrach er ungeduldig den Richter: „Aber Herr Lubitsch, hören Sie doch schon auf. Ich kenne das alles, § 151, Punkt 1, Tod, und fertig. Was zieht ihr das alles so in die Länge! Macht recht schnell Zschluß. Mein Leben ist mir längst leid.“

Er trat dann in die Grube, sang ein schwermütiges jüdisches Lied, reckte sich straff empor und rief den Gendarmen schorf zu: „Feuer!“ Zwei Salven trachten und letzten seinem Leben ein Ende. Mit diesen Salven war der formalen „Gerechtigkeit“ Genüge geschehen!

Eine Ausstellung des Aberglaubens.

Das Budapestener Hygienemuseum veranstaltete kürzlich eine Ausstellung, die eine Geschichte der menschlichen Dummheit auf dem Gebiete des Aberglaubens veranschaulichte. Man erhielt unter anderem einen Einblick in die Geheimnisse der ihre Mitmenschen ausnützenden Quacksalber und in die Leichtgläubig-

keit ihrer Kundschaft. Um beispielsweise die Epilepsie zu heilen, breitete man das Hemd des an der Fallsucht leidenden Kindes an einem Kreuzweg aus. Verschwand es dort, so hatte es der Teufel und mit ihm die Krankheit mitgenommen. Man konnte sich weiterhin gegen die Fallsucht dadurch schützen, daß man das Herz eines Maulwurfs aß, der vor dem Tag des heiligen Georg gefangen worden sein mußte. Ohrenschmerzen bekämpfte man dadurch, daß der Patient am Neujahrstage das Seil einer Glocke abschneidi. Trunkenbolden gab man, um ihnen Alkohol abzugewöhnen, ein Gemisch zu trinken, das aus getrockneter Schlangenhaut und einer zerriebenen getrockneten Nlederrmans bestand,

ein Gemisch, dem etwas Branntwein zugeetzt war, um die Sache halbwegs mundgerecht zu machen. In hoher Gunst standen auch die Edelsteine, so war der Diamant ein Sinnbild der Tapferkeit, der Malachit galt als vorzügliches Mittel gegen Cholera und Gliederreizen, und wenn man die Geliebte auf die Probe stellen wollte, so gab man ihr einen Saphir, weil dieser die Farbe änderte, wenn die Trägerin die Treue brach. Gold galt als Mittel gegen Selbstmord, Salz war Sinnbild der Ewigkeit. Deshalb legte man einem neugeborenen Kind, auch wenn es unter einem guten Stern geboren war, Salzstücke in die Wiege, nach dem Grundsatz, daß doppelt genäht besser hält.

freu bin ich, diesen langweiligen Unterredungen entronnen zu sein und diese ewigen Dokumente nicht mehr unterschreiben zu müssen! Jetzt werde ich lesen, spazieren gehen und meine Zeit mit den Kindern verbringen.“ „Und“, sagte sie, „das war durchaus keine Poje.“

Als ich den Zaren von der bevorstehenden Gerichtsverhandlung in Kenntnis setzte, bei der Alexandra einem Verhör unterzogen werden sollte, zuckte er mit seiner Wimper und bemerkte bloß: „Schön, ich glaube aber nicht, daß Alice damit etwas zu tun hat. Haben Sie irgendwelche Beweise?“ Darauf antwortete ich: „Ich weiß noch nicht.“

Als er die Krone ablegte.

Kerenstj erzählt seine Erinnerungen. - Begegnung mit dem Zaren.

Der Führer der ersten russischen Revolution, Kerenstj, hat in seinen „Erinnerungen“, Verlag Carl Reissner, sein erstes Zusammentreffen mit dem Zaren geschildert. Er zeigt nicht nur die Ohnmacht des Zaren, mit dem man fast Mitleid bekommen könnte, sondern gewährt auch Einblick in das Theaterpiel einer Gruppe von Anhängern, deren Herrschaft schon lange vor der Abjckung erledigt war. Ich erinnere mich genau an meine erste

Unterredung mit dem ehemaligen Kaiser, die Ende März im Alexandrowspalais stattfand. Bei meiner Ankunft in Zarstoje Selo inspizierte ich jeden Winkel des Palastes. Dann ersuchte ich den Fürsten Bentendorff, den ehemaligen Hofmarschall, den Zaren und die Zarin von meinem Besuch zu benachrichtigen. Der Miniaturhof, der sich aus den wenigen Getreuen zusammensetzte, die den ehemaligen Monarchen nicht verlassen hatten, stand noch immer unter dem Hofzeremoniell. Der alte Fürst, der noch immer sein Monotel zur Schau trug, hörte mir zu und antwortete dann:

„Ich will es Se. Majestät wissen lassen.“

Er behandelte mich wie einen Audienzbesucher aus alten Tagen oder wie einen Minister, der mit seinem Bericht zum Zaren befohlen war. Nach einigen Augenblicken kam er zurück und meldete feierlich: „Se. Majestät haben beschlossen, Sie zu empfangen.“ Das war zwar eine lächerliche Kinderei und vollkommen unangebracht, jedoch ich wollte dem Fürsten nicht seine letzten Illusionen zerstören.

Nach am Tage zuvor hatte ich, als ich nach Zarstoje Selo abreiste, zu einem Mitglied der provisorischen Regierung über die Abschaffung der Todesstrafe gesagt: „Ich glaube, das einzige Todesurteil, das ich unterschreiben könnte, wäre das für Nikolaus II.“

Der Fürst ließ mich vor der geschlossenen Türe, die in die inneren Appartements führte, zurück, trat ein und meldete mich an. Fast im selben Augenblick kehrte er zurück und sagte: „Se. Majestät erwartet Sie.“ Er riß die Türe auf, und blieb selbst jenseits der Schwelle stehen.

Ein Blick auf den Zaren und seine Umgebung — und ich war ungestimmt. Die ganze Familie scharte sich in höchster Verwirrung, eng zusammengedrängt, rings um einen kleinen Tisch, der in einer Seitenstube des Nebenzimmers stand. Ein schwächlicher Mann in Uniform löste sich von der Gruppe und ging zögernd und mit zaghaftem Lächeln auf mich zu. Es war der Kaiser. Auf der Schwelle des Zimmers, in dem ich ihn erwartete, blieb er stehen, als wüßte er nicht, was er jetzt tun sollte. Er wußte nicht, was meine Haltung bedeutete. Sollte er mich als Gast empfangen oder sollte er warten, bis ich ihn ansprach? Sollte er mir seine Hand entgegenhalten, oder sollte er auf meinen

Gruß warten? Ich merkte keine Verwirrung und die ängstliche Unentschlossenheit der Familie, die sich plötzlich mit einem schrecklichen Revolutionär allein sah. Ich ging schnell auf Nikolaus zu, streckte ihm lächelnd meine Hand entgegen und sagte kurz „Kerenstj“, wie ich mich eben gewöhnlich vorzustellen pflegte. Er schüttelte mir kräftig die Hand, lächelte scheinbar ermutigt und führte mich sofort zu seiner Familie. Sein Sohn und die Tochter blickten mich starr und mit erwartungsvoller Neugier an. Alexandra Feodorowna, steif, stolz und hochmütig wie immer, bot ihre Hand nur zögernd, als gehorche sie einem unliebamen Zwang. Da auch ich nicht besonders begierig war, ihre Hand zu drücken, berührten sich unsere Handflächen kaum. Diese Kleinigkeit war typisch für den Charakter und Gemütsunterschied zwischen dem Zrtaiser und seiner Gemahlin. Ich fühlte sofort, daß Alexandra Feodorowna, obwohl nun gebrochen und ängstlich, ein kluges und willensstarkes Weib war. In diesen wenigen Sekunden verstand ich den psychischen Hintergrund der ganzen Tragödie, die seit vielen Jahren hinter den Palastmauern vor sich gegangen war.

Ich erkundigte mich nach der Gesundheit der Familienmitglieder, teilte ihnen mit, daß sich ihre ausländischen Verwandten um ihre Wohlfahrt kümmerten, und versprach, ihnen unverzüglich und sicher jede Privatkorrespondenz zu besorgen. Dann fragte ich, ob sie irgendwelche Beschwerden hätten, wie sich die Wachen benähmten und ob ihnen an irgendetwas fehle. Ich bat sie hierauf, nicht ängstlich oder verzagt zu sein, sondern mir zu vertrauen. Sie dankten mir, und ich verabschiedete mich. Nikolaus erbat noch Bescheid über die militärische Situation und wünschte mir Erfolg in meinem neuen und schwierigen Amt. Während des Frühlings und Sommers verfolgte er die Kriegereignisse mit Interesse, las sorgfältig die Zeitungen und stellte allerhand diesbezügliche Fragen an seine Besucher.

Das war meine erste Zusammentkunft mit „Nikolaus“.

Im Verlauf meiner weiteren Gespräche mit Nikolaus II. zu Zarstoje Selo versuchte ich seinen Charakter zu ergründen.

Er hatte auch seine Autorität, wie alles andere, zu wohlfeil erhalten. Er war dessen schon müde. Er warf alle Autorität von sich, so wie er früher eine Salammiform abgeworfen haben mag und eine einfachere anzog. Sich als einfacher Bürger ohne Staatspflichten und Staatsgewänder zu sehen, hatte für ihn den Reiz der Neuheit. Er empfand es keineswegs tragisch, daß er sich nun ins Privatleben zurückziehen mußte. Die alte Kammerfrau Karyschkina erzählte mir, er habe zu ihr gesagt: „Wie

Als ich ihm später sagen mußte, er solle sich für eine lange Reise vorbereiten, blieb er vollkommen ruhig. Das geschah Anfang August. Seit Beginn des Sommers herrschte wieder größtes Interesse für das Schicksal der kaiserlichen Familie und bereitete uns große Ungelegenheiten. Man rief sich vergessene Episoden aus der Regierungszeit des Zaren wieder ins Gedächtnis, zumal die Reaktionen neue Hoffnung schöpfen und dadurch auf der Gegenseite Haß und Rachsucht von neuem anschwellen ließen.

Da auch die Krim keinen sicheren Aufenthalt bot, wählte ich Tobolsk, einen wahrhaft weltverlassenen Winkel ohne Eisenbahnerbindung, wo man besonders im Winter von aller Welt abgeschritten ist. Das Haus des Gouverneurs zu Tobolsk verfügte über allerhand Komfort, auch konnte ja verschiedenes zur Bequemlichkeit der Familie hergerichtet werden.

Als das Datum für die Abreise feststand, erklärte ich dem Zaren die Situation und sagte ihm, er solle mit den Vorbereitungen für seine Reise beginnen. Das Kommando gab ich ihm nicht, sondern rief ihn nur her, um mich, wieviel warme Kleider mitzunehmen. Der Zar hörte mir aufmerksam zu, und als ich ihm sagte, er möge nichts berühren, das Gange diene nur dem Besten seiner Familie, und als ich mich überhaupt bemühte, ihn wieder zu beruhigen, sah er mir offen ins Gesicht und antwortete:

„Ich mache mir gar keine Sorgen. Wir glauben Ihnen. Wenn Sie sagen, das es notwendig sei, so bin ich davon überzeugt.“

Und er wiederholte: „Wir glauben Ihnen.“

Die Abreise des Zaren und seiner Familie nach Tobolsk fand in der Nacht des 14. August statt. Ich hatte dem Zaren gestattet, noch einmal mit seinem Bruder Michael Alexandrowitsch zu sprechen. Natürlich mußte ich bei dieser Unterredung anwesend sein, so sehr mir die Einmischung zuwider war. Die Brüder trafen sich um Mitternacht im Arbeitszimmer des Kaisers. Beide schienen sehr aufgeregte. Die Ergebnisse der vergangenen Monate überwältigten sie. Lange schwiegen sie, dann begannen sie jene abgeriffene Art der Gesprächsführung, die für derartige geheime Unterredungen charakteristisch ist:

„Wie geht's Alice?“ „Und wie geht es Mutter?“ fragte der Großfürst. Sie sahen einander ins Gesicht, zuckten fortwährend nervös zusammen, und ergrißen einander ab und zu bei der Hand oder spielten mit den Knöpfen der Uniform.

„Kann ich die Kinder sehen?“ fragte mich Michael Alexandrowitsch.

„Nein“, antwortete ich, „ich kann die Unterredung nicht verlängern.“

„Gut“, sagte der Großfürst zu seinem Bruder, „lasse du sie für mich.“

Sie begannen von einander Abschied zu nehmen. Wer hätte gedacht, daß sie sich niemals mehr sehen sollten!

„Die Wunder der Welt“.

Eue Geld in Deinen Beutel und die ganze Welt mit ihren Wundern ist Dir erschlossen. Die Zahl derer, welche diesen Rat befolgen können, ist freilich klein, die anderen sind darauf angewiesen, davon zu träumen und die Herrlichkeiten der Natur aus Büchern und illustrierten Zeitungen kennen zu lernen. Einer, dem es gegönnt war, in drei Jahrzehnten auf vielen Reisen alle fünf Weltteile zu durchziehen, hat jetzt ein Buch darüber geschrieben, was er auf diesen Fahrten und Wanderungen gesehen hat. Es ist dies Ernst von Hesse-Warregg, der in Bild und Wort die hervorragendsten Naturwunderschöpfungen und staunenswerten Menschenwerke aller Zeiten und Länder hier zusammengefaßt hat, und zwar zum größten Teil nach eigener Anschauung. Das Buch heißt „Die Wunder der Welt“ (Verlag Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Preis der Volksausgabe in Ganzleinen M. 9.50) und enthält auf 282 Seiten 232 Abbildungen im Text und 4 farbige Kunstbeilagen. Es ist dies eine von Dr. Hans Wohlbold bearbeitete verkleinerte Jugend- und Volksausgabe eines früher im gleichen Verlage erschienenen zweibändigen Werkes unter dem gleichen Titel in einem einzigen Bande zusammengefaßt, aber unter dieser „Volksausgabe“ möge sich niemand etwas minderwertigeres vorstellen, es ist vielmehr ein Prachtwerk, in Ausstattung, Druck und Auswahl der Bilder von außerordentlicher Sorgfalt Zeugnis gebend. Könnte doch jedem Jungen und jedem, der Kunst, Natur und Bücher liebt, ein Exemplar dieses Wertes gegeben werden! Die Freude des so Beschenkten würde groß sein. Es erfreut ebenso den Kunst- und Schönheits Sinn, wie es Kenntnis und Bildung vermehrt.

Die Wunder der Welt! Die Zeitgenossen der alten hellenischen Kultur lebten in der Enge der Welt, in der sie lebten, die Zahl der von Menschenhand geschaffenen Weltwunder mit sieben fest. Für die Wunder der Natur, die über die Welt verstreut sind, hatten sie keinen Sinn, auch fehlte ihnen die Möglichkeit des Reisens, um ihr Auge und Verstand für die Naturschönheiten zu schärfen und zu erkennen, daß auch die Zahl der aus Menschenhand hervorgegangenen Wunderwerke eine ihr Geschicksfeld weit, weit übersteigende ist. Auch die großen Seefahrer der Spanier und Portugiesen kamen bei der Erforschung der sogenannten Weltwunder über die Zahl sieben nicht hinaus. Bei der Schwierigkeit des Reisens und dem geringen Lohn, den die Menschen auch noch in späteren Zeiten vor den Widrigkeiten des Meeres und in den Gebirgen sich verschaffen konnten, ist es nicht erstaunlich, wenn auch noch in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit Verständnis für die Erhabenheit der Natur und ihre Schönheit mangelte. Erst in unserer Zeit, wo es nur der entsprechenden Barmittel bedarf, um nach Herzenslust reisen zu können, ist die Welt wirklich entdeckt worden. Die ungeheure Entwicklung der Technik hat den Weltverkehr erst möglich gemacht und dem Menschen wurde die Möglichkeit erschlossen, im weitesten Raum vor den Wundern der Natur und der Menschenhand in staunende Bewunderung zu versinken.

Welch eine herrliche Zusammenfassung dieser Weltwunder bringt doch dieses Buch! Von den unendlichen Sandwüsten in Afrika geht der Weg über die Pyramiden zu den gewaltigen Tempeln Luxors quer durch den afrikanischen Erdteil nach Kapstadt. In Vorderasien lernen wir Jerusalem, die Kaaba zu Mekka, gewaltige Ruinenstädte und wundervolle Tempelbauten kennen. Wir sehen in Indien weiße Marmorpaläste, gleichen und sehen tief ergriffen vor

den mit glühenden Eisdiademen gekrönten Bergriesen des Himalaja. Japan, China, Australien, Amerika, Hawaii, lodende Geiser, verbrennende Vulkane, südamerikanische Gebirgseinsamkeiten und eigenartige Stauwässer ziehen an unserem Auge vorüber. Ein Spaziergang um die Erde, wie er schöner kaum gedacht werden kann. Bei der Darstellung kommt auch Europa nicht zu kurz. Alles in allem ein Buch, das den Schmuck jeder Bibliothek zu bilden geeignet erscheint.

Was mancher nicht weiß.

In Deutschland sind zirka 22 von Hundert der Wohnungen mit elektrischem Licht versehen, in Holland sind dies 90 v. H.

Bei der Herstellung der Nähmaschinen sind etwa 60-70 Arbeitsgänge.

Die Bezeichnung „Angstföhre“ wurde dem altehrwürdigen Zylinderhut während der Revolution von 1848 beigelegt. Die Demokraten trugen Schlapphüte. Die königstreuen Bürger trugen den Zylinderhut aus Angst, für Demokraten gehalten zu werden. Die Bezeichnung trifft aber auch zu auf die, die zum Examen den Zylinder aufsetzten und Angst vor dem Durchfallen hatten.

Das in dem Ross und in den Fichten unserer Täler lebende Bärtierchen (macrobiotus Hufelandi) kann jahrelang das Eintrocknen überdauern. Sobald Wasser auf das eingetrocknete Tier herankommt, beginnt das Erwachen aus dem Scheintod.

Kapillarität ist die Fähigkeit sehr enger Hohlräume (z. B. Röhrchen), Flüssigkeiten in ihrem Innern höher zu heben, als der Spiegel der Außenflüssigkeit beträgt.

Der Name Kohlehydrate stammt von ihrer Zusammenfügung aus Kohlenstoff Wasserstoff und Sauerstoff (griechisch Hydr, das Wasser). Letztere in dem Verhältnis wie das Wasser (zwei Atome Wasserstoff und ein Atom Sauerstoff). Die wichtigsten Kohlehydrate sind die Zuckerarten: Traubenzucker, Zellulose, Gummiarten usw. Die Kohlehydrate sind überwiegend pflanzlichen Ursprungs.

Die höchste Last, welche ein Mensch in Silbergeld fortzuschaffen kann, hat einen Wert von 150.000 Mark.

Die winter schlafenden Tiere zehren von dem in ihrem Körper angehäuften Fett, namentlich von der „Winterschlafdrüse“, die sich über Rücken und Nacken des Körpers ausbreitet.

Merlei.

Säugetiere, die auf dem Grund von Gewässern laufen. Der in Südamerika vorkommende Tapir, der so seltsam aussieht, daß man ihn ein „lebendes Fossil“ nennen kann, flüchtet, wenn er verfolgt wird, fast immer in der Richtung nach einem Gewässer zu. Sobald er am Wasser angelangt ist, taucht er sogleich unter und läuft nun auf dem Boden des Wassers entlang, worauf er an einer ganz anderen Stelle wieder zum Vorschein kommt und damit gewöhnlich der Gefahr entronnen ist. Die Geschicklichkeit im Tauchen erwirbt sich der Tapir, wie Wolff mitteilt, wahrscheinlich bei seiner immer wieder notwendigen Flucht vor den Stachmücken, vor denen er nur im Wasser geschützt ist. Auch das afrikanische Flusspferd und eine südafrikanische Antilope sollen die Fähigkeit besitzen, auf dem Grunde von Gewässern dahinflaufen zu können.

Der Walfischmord im Südpolarmeer. Ueber 6600 Walfische sind, wie aus Wellington auf Neuseeland berichtet wird, in den letzten 6 Jah-

ren in der Ross-See von drei Schiffen getötet worden. Das norwegische Schiff C. A. Varien ist beladen mit 73.000 Barrels, die einen Fang von 786 Walfischen darstellen und einen Wert von etwa 7.280.000 Mark haben, zurückgekehrt. Die Sir James Clark Ross hat auf ihrer Nordreise nach Europa 19.090 Barrels Del, das Ergebnis eines Fanges von 543 Walfischen, an Bord, und die N. T. Nielsen Alonjo kehrte kürzlich zurück, nachdem sie 732 Walfische erlegt hatte. Die drei Schiffe, die zwei verschiedenen Firmen gehören, haben in der letzten Jagzeit 2061 Walfische gefangen. Eine Zusammenstellung der Fangergebnisse seit dem Jahre 1923 zeigt, daß die beiden erstgenannten Schiffe auf ihren verschiedenen Fahrten zusammen 1749 Walfische erlegt und damit 103.956 Barrels Del erbeutet haben. Nimmt man dazu den Fang des dritten Schiffes, für das keine genauen Zahlen vorliegen, nach den Durchschnittszahlen der letzten Fänge, so kommt man auf eine Gesamtzahl von 6600 Walfischen.

Weiteres.

Gut gegeben! Ein Missionar will einen „Ungläubigen“ zum Christentum bekehren. „Ihr verehrt als Gott eine Schlange mit einem Adlerkopf. Hast du ein solches Tier schon einmal gesehen?“ — „Wie nennt ihr euren Gott, weißer Mann?“ — „Den dreieinigen Gott!“ — „Hast du ihn schon einmal gesehen?“ — Und wen stellt die Dame in der Hafeneinfahrt von Newyork dar?“ — „Die Freiheit!“ — „Hast du die Freiheit schon einmal gesehen?“

Frage und Antwort. „Ihr Mann hat eben wieder einen prachtvollen 50-Meter-Sprung gestanden. Haben Sie dabei nie Angst?“ — „Offen gestanden, ich fürchte mehr seine Seitensprünge!“

Hohe Schule. Venetian: „Die alte Schwede will gar nicht melken lassen, es ist zwar das erste Mal!“ — Dame: „Ihr macht das auch verkehrt, ihr Leute, ihr müßt die Tiere schon als Kälber daran gewöhnen.“

Die Vergessene. Eine alte Frau, die früher fleißig zur Kirche gegangen war, ließ sich dort nicht mehr sehen. Der Pastor hatte einige Jahre Geduld, dann aber suchte er die Alte auf und fragte sie, warum sie denn jetzt die Kirche meide. „Ja, sehen Sie, Herr Pastor,“ erwiderte die treubergige Alte, „ich bin jetzt schon fünfundsiebzig. Komme ich in die Kirche, dann sieht mich unser Herrgott und denkt: ‚Ach, die hast du ja ganz vergessen abzurufen,‘ und dann holt er mich in meinen Himmel. Und ich möchte doch so gerne noch ein bißchen leben!“

Das ist passiert! Direktor Keller von der „Badischen Anilin- und Sodafabrik“, Ludwigshafen, fährt mit seinem Auto durch das Proletenviertel der Stadt. Es regnet in Strömen und zu allem Unglück reißt noch ein Riemen am Lederdach des Autos. Der Chauffeur stoppt und ein Arbeiter, der den Direktor zuerst nicht erkennt, springt trübsalbedürftig hinzu und bessert mit einem Strick den Schaden aus. Anständig wie immer, wenn es sich um Kleinigkeiten dreht, fragt Keller, was er schuldig sei. Prompt kommt die Antwort des Proleten, der ihn inzwischen erkannt hat: „Oh, Herr Direktor, Sie haben um uns Arbeiter schon mehr als einen Strick verdient!“

Die Bedingung. Mutter: „Nislotte, es ist jetzt an der Zeit, daß du ernsthaft ans Heiraten denkst — ich habe auch schon einen passenden Mann für dich.“ — Tochter: „Mit mir recht, Mama, aber das sag ich dir, wenn's soweit ist, daß das Brautkleid besorgt werden muß, da überlasse mir gefälligst die Auswahl!“